Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 6 (1965)

Heft: 26

Artikel: Hexen müssen schwarz sein : was haben D(achau) 1940 und T(halwil) 1956 miteinander zu tun?

Autor: Brügger, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1077021

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was haben D(achau) 1940 und T(halwil) 1956 miteinander zu tun?

Hexen müssen schwarz sein

Wenn ich in unserer Zeitschrift einen Roman bespreche, dann deshalb, weil ich ihm politische Bedeutung zubillige. Die scheint mir das Werk «Die Hinterlassenschaft» des schweizerischen Schriftstellers Diggelmann* in doppelter Hinsicht zu haben: Einmal stellt es politische Ereignisse in einer politischen Zusammenstellung der gestrigen Aktualität dar, und dann enthält es politische Schlussfolgerungen der heutigen Aktualität. Die Schlussfolgerung lautet vereinfacht — aber, wie ich meine, nicht allzusehr vereinfacht: Die Träger und der Geist der Judenverfolgungen von damals und der Kommunistenverfolgungen von heute (1956 bis ?) sind identisch. Da wollen wir doch etwas näher zum Roman und seinen Pesonen hinsehen.

David Boller, der schliesslich mit 21 Jahren von antikommunistisch verhetzten Burschen in einem Lokal totgeschlagen wird, müsste eigentlich David Fenigstein heissen. Er konnte damals als kleines Kind in die Schweiz kommen, während seine Eltern als Juden an der Grenze von den schweizerischen Behörden zurückgewiesen und dem sicheren Tode durch die Nazihenker überantwortet wurden. Sein angenommener Name Boller konnte ihn vor der Verfolgung retten.

Davids Erfahrung

Diese Vergangenheit deckt der heranwachsende David auf, und der Leser mit ihm. Und gleichzeitig entdeckt er (und der Leser mit ihm), dass die Frontisten und Antisemiten von damals die gleichen Leute sind, die jetzt die Hexenjagd auf die Kommunisten inszenieren. Das «Jetzt» findet 1956 statt, zur Zeit der Ereignisse in Ungarn und damit zur Zeit der entsprechenden heftigen Reaktion in der Schweiz, die laut Davids Erfahrung (sie muss dem Leser als verbindlich erscheinen) keineswegs spontan, sondern manipuliert ist.

Symptomatisch ist hier die Figur des vormals braunen Frauenfelders, der jetzt die Gelegenheit sieht, auf den Wogen des Antikommunismus in den Nationalrat zu kommen. Von ihm wird gesagt (S. 117):

«Frauenfelder musste den Antikommunismus erst wieder flott machen. Er lag sozusagen in seinem Büro auf dem Trockendock und wurde überholt.»

So kommt es 1956 zu einer Wiederholung der Pogrome von damals, diesmal ausdrücklich gegen die Kommunisten und nicht gegen die Juden, obwohl es beide Male im Grunde genommen gegen beide ging. Dargestellt wird das am Modellfall in T., wo der Reformkommunist Alois Hauser vom gelenkten Mob verfolgt und vertrieben wird.

Drei Dinge

Zu Besprechungszwecken will ich hier drei Dinge auseinanderhalten, die im Buche so eng ineinandergreifen:

- **Die schweizerische Anpassung an die Nazis, namentlich in der Flüchtlingspolitik, der dreissiger und vierziger Jahre.**
- **Die antikommunistischen Ausschreitungen, die 1956 in der Schweiz stattfanden.**
- **Die (mindestens) implizierte Identität dieser Dinge.**

Das braune «Damals»

Zu diesem Motiv lasse ich die politische «Abrechnung», wenn man dem so sagen will, durchaus gelten. Man darf sie als einen jener nötigen Versuche betrachten, die «unbewältigte Vergangenheit» der Schweiz anzufassen. Mein persönlicher Bedarf in dieser Hinsicht wird zwar durch eine sachbezogenere Darstellung (etwa Alice Meyer: Anpassung oder Widerstand. Verlag Huber und Co., Frauenfeld 1965) besser gedeckt, aber warum soll ein Roman nicht auch etwas dazu sagen dürfen?

Man hat Diggelmann einen Vorwurf daraus gemacht, dass die von ihm zitierten Dokumente im Sinne geschichtlicher Belege anscheinend nicht ganz stubenrein sind. Vielleicht wäre die Zeugenaussage tatsächlich verlässlicher gewesen, wenn der Autor sein schriftstellerisches Recht zur Vermischung von Tatsachen und Fiktion etwas weniger in Anspruch genommen hätte. Da es unter dem angeführten Material auch ganz authentische Zitate gibt, wäre man als wahrheitssuchender Leser vielleicht um eine diesbezügliche Markierung dankbar gewesen.

Aber das ist nicht die Hauptsache. Wenn ein Roman es fertig bringt, die behandelte Situation plausibel darzustellen, so sind zu dieser geistigen Wahrheitsermittlung auch andere Mittel als dokumentarische zulässig.

Man könnte vielleicht auch finden, dass der Verfasser bei seiner zeitgeschichtlichen Darstellung der dreissiger oder vierziger Jahre den Dreck etwas gar ausschliesslich nur «rechts vom Weg» sieht. Aber auch das gehört zur subjektiven Sicht, ohne die keine Literatur möglich ist. Man darf einem Roman keinen Vorwurf daraus machen, dass er ein Roman ist. Man braucht es nur nicht zu vergessen.

Sicher ist, dass man durch diese Lektüre angeregt werden kann, beispielsweise über die schweizerische Flüchtlingspolitik von damals nachzudenken. Vielleicht bietet sich hier sogar ein Ansatzpunkt zu einer heutigen Aktualität, denn in Bayern und Oesterreich etwa stellt sich gegenwärtig die Frage, welche Flüchtlinge aus kommunistischen Staaten zurückzuweisen sind.

«Der Pogrom von T.»

Wer immer will, kann für T «Thalwil» lesen und für Alois Hauser den Namen von Dr. Konrad Farner einsetzen, der 1956 einer regelrechten Treibjagd ausgesetzt war. (Es handelt sich übrigens um die gleiche kommunistische Persönlichkeit, der das SOI für wiederholte Aussprachen und für ein Interview im KB — Nr. 22, 1964, S 10/11 — dankbar ist, da wir bei ihr jene Gesprächsbereitschaft fanden, die uns sonst kommunistischerseits nicht leicht entgegengebracht wird.)

Hier geht es zunächst nicht darum, Uebertreibungen oder «falsche Angaben» aufzuspüren, wie das anscheinend von einigen Thalwilern sofort getan wurde. Wir dürfen festhalten (und diejenigen, die es angeht, mögen es auch gestehen), dass es diese Dinge grosso modo gab, und dass insbesondere der Fall Thalwil nicht erfunden ist. Das waren jämmerliche Ausschreitungen.

Nun steht die Essenz dieser Ausschreitungen zur Diskussion, und da möchte ich gern ein paar Gedanken beisteuern. Denn ich glaube, dass man ausser wiedererwachtem Antisemitismus und wiedererwachtem Nationalsozialismus (oder «Faschismus», wenn Herr Diggelmann lieber will) noch ein paar andere Faktoren finden kann.

Zuvor eine Uebereinstimmung: Dass hier ein überzeugter Antikommunismus, d. h. Widerstandswille gegen eine totalitäre Gefahr, die treibende Kraft dazu war, dass man Kommunisten vermöbeln wollte, glaubt der Verfasser offensichtlich nicht. (Im Roman findet sich das Motiv nur in Form geheuchelter Bekenntnisse brauner Drahtzieher, die einen wirklichen Gegner des Totalitarismus nichts angehen.) Ich glaube es auch nicht. Wer die Demonstration der sowjetischen Panzer in Budapest brauchte, um seinerseits antikommunistische Gesinnung zu tragen, reagierte nicht auf das System, sondern auf die Tagessensation. Ich finde übrigens eine Bestätigung meiner Ansicht, wenn ich — ähnlich wie David — in alten Zeitungen blätterre und lese, was Vertreter eines prinzipiellen Antikommunismus im Jahre 1956 gegen die Pöbeleien zu sagen hatten.

Sodann der Faktor «spontane Empörung». Diggelmann soll, so lese ich in einer Reportage, erklärt haben, ihm könne man nicht erzählen, die schiere Volkswut habe Flugblätter (zur Kommunistenhetze) verfasst usw. Na, schön. Aber dafür soll mir jemand erzählen, solche Flugblätter (vom Nicht-Volk verfasst?) hätten eine ernsthafte Aussicht auf Wirkung gehabt, wenn nicht eine beträchtliche Volkswut vorhanden gewesen wäre. «Schier» brauchte sie natürlich nicht

---

*** Walter Matthias Diggelmann: Die Hinterlassenschaft, Roman. Verlag R. Piper und Co., München 1965.**

zu sein, denn sie war sicherlich schon durch die Informationen beeinflusst. Vielleicht auch durch die Art der Berichterstattung (hätte man sie zensurieren sollen?), aber die zählte gewiss weniger als die Tatsachen aus Ungarn, denn die «schiere Berichterstattung» hat ja vorher und nachher keine vergleichbaren Reaktionen hervorgerufen.

Schliesslich der Faktor «Opportunismus». Ich meine, dass er damals ganz gewaltig mitspielte. Wer seine Fahne nach dem Wind richtet, war 1956 so gewiss ein heftiger Antikommunist, wie er sich 1966 vorsichtig vom «sturen Antikommunismus» absetzt. In dieser Hinsicht sehe ich übrigens tatsächlich eine vielleicht mögliche Personalunion zwischen den Frontisten von 1936, den Antikommunisten von 1956 und den Anti-Antikommunisten von 1966. Das verbindende Stichwort wäre die Anpassung.

A propos Anpassung. In der von Diggelmann zitierten «Denkschrift eines Obersten», 15. Mai 1941, lese ich zum Beispiel unter Punkt b) einige Forderungen (S. 97), bei denen man nebst geringfügigen Jargonänderungen lediglich «nationalsozialistisch» durch «kommunistisch» und «Deutschland» durch «Sowjetunion» zu ersetzen braucht, um die Forderungen zu finden, die heute zum allerrichtigsten Ton gehören. Was dem damaligen Obersten als Anpassung vorzuwerfen ist, gehört nämlich heute als Haltung gegenüber dem Kommunismus zur landläufigen Auffassung. Ich möchte immerhin hier die Parallelen nicht überstrapazieren; mir stehen ja als blossem politischen Kommentator diesbezüglich geringere Rechte zu als einem Schriftsteller.

Die Identität

Ich lese:

«Die Nazis: ‚Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.' Frauenfelder: ‚Wer nicht Anitkommunist ist, ist Kommunist.'»

Zur inhaltlichen Suggestion dieser Verbindung habe ich mich schon ein paarmal geäussert (z. B. KB Nr. 11, 1965, S. 1). Aber jetzt möchte ich Richtung Autor eine Zusatzfrage stellen: Was denkt er von denen, die damals «nicht gegen» die Nazis sein wollten? Falls die Frage als bezugslos bezeichnet werden sollte, stelle ich sie trotzdem, dann eben nur so und ausserhalb aller Zusammenhänge. Sie interessiert mich einfach immer wieder.

Ich lese bei der Beschreibung des Pogroms in T. (S. 174) aus dem Gespräch der aufmarschierenden Antikommunisten:

«Kommunisten, so sagen fast alle, sollte man ins Zuchthaus stecken. Marx, wenn sie mit diesem Namen überhaupt etwas anfangen können, ist Russe, ein Antichrist, Stalins Vorgänger, Jude, kurz, ein Verbrecher.

‚Und die Juden?'

‚Die Juden? Unter uns gesagt, Gott sei Dank gibt es nicht mehr so viele ... ich meine natürlich ...'

‚Marx war Jude ...'

‚Da haben wir's, natürlich typisch jüdisch, die haben schon immer die Weltherrschaft angestrebt ...'»

Hm. Ich kann natürlich auch nicht wissen, ob eine solche Unterhaltung hätte stattfinden können. Aber ich halte sie trotz meines Mangels an spezifischen Kenntnissen von T. nicht eben für wahrscheinlich. Und jetzt sollte ich sie gar als symptomatisch betrachten! Da muss ich mich doch einmal kräftig kneifen: Sind es eigentlich die Antikommunisten, die Israel als Bollwerk des Imperialismus verdammen?

Ich lese (S. 172), wie sich die Antikommunisten zusammenrotten:

«‚Hitler?' fragt jemand im Dunkeln.
‚Er hatte auch sein Gutes. Denken Sie zum Beispiel an die Autobahnen ...'»

Doch, doch, ich glaube, dass es diese hahnebücherne Argumentation (freilich nicht als symptomatischer Bestandteil des Antikommunismus!) gibt, sonst hätte ich sie nicht schon mehrmals am gleichen Beispiel der Autobahnen im «Klaren Blick» verurteilt. Ich hätte bei gleicher Gelegenheit darauf hinweisen können, dass es ebensowenig angeht, die Güte des kommunistischen Systems davon abzuleiten, dass es in der UdSSR mehr Ingenieure pro Kopf der Bevölkerung gibt als in andern Ländern. Ich sage das, weil dieses Verhältnis im Buch (allerdings von Alois Hauser angeführt) erwähnt wird, und zwar als Argument gegen antikommunistische Vorurteile.

Ich höre mit den Beispielen auf und gehe zu einer allgemeinen Feststellung über. An der Parallele zwischen der Judenverfolgung der Frontisten in der Schweiz und dem Pogrom in T. stimmt noch etwas nicht.

Wenn damals ein Jude bei uns verfolgt wurde, so war das eine Anpassung an ein totalitäres System. In Thalwil war es allerhand Schlimmes, gewiss, aber gerade das nicht. Meine Mutter erzählte mir seinerzeit (ich bin auch zu jung, um als Augenzeuge aussagen zu können) mit Behagen, wie in den dreissiger Jahren in F(reiburg) ein nationalsozialistischer Besenbinder von empörten Frauen mit seinen eigenen Erzeugnissen verprügelt wurde und den Laden schliessen musste. Das ist in dieser Hinsicht ein Parallelfall zu den Vorfällen in T. Ich will auch hier die Parallele nicht zu weit ziehen, aber immerhin. Natürlich ist es denkbar, dass der Autor auch über diesen Zwischenfall empört wäre. Ich weiss es nicht. Man müsste ihn fragen.

Abschliessend möchte ich noch einmal wiederholen, warum wir gegen den Kommunismus sind. Weil wir gegen den Totalitarismus sind. Und unter Totalitarismus verstehen wird das, was Nationalsozialisten und Kommunisten gemeinsam haben.

Noch etwas

Mit einem Buch soll man sich in Argumenten auseinandersetzen. Auftrittsverbote unter Berufung auf Hausiererbestimmungen gehören nicht dazu.

Der Autor hat in der Schweiz polizeiliche Schikanen erfahren. Solche Sachen haben die Tendenz, der geistigen Auseinandersetzung zu schaden. Aber in diesem Zusammenhang möchte ich vorsorglich noch eine weitere Gefahr nennen. Wer mit den Thesen eines solcherweise schikanierten Autors nicht einverstanden ist, könnte vielleicht verdächtigt werden, «auf Seiten der Polizei» zu stehen. Und auch das, meine ich, würde der geistigen Auseinandersetzung schaden.

Christian Brügger

Der Kommentar

In Zürich hat ein fanatischer Eiferer tschechische Automobile besudelt, wohl im Glauben, damit einen Beitrag zum Gespräch über den Osthandel zu leisten. Das sind bedauerliche Methoden, die einer zielgerechten Handhabung des Osthandels und letztlich auch der Demokratie abträglich sind.

Man kann den Allerweltsrezepten gewisser Interessentengruppen, die den Osthandel gesamthaft ablehnen oder befürworten, nur mit Misstrauen begegnen. Solche Mittel sind kaum tauglich und hemmen eine sachliche Diskussion.

Das Problem des Osthandels harrt nach wie vor einer befriedigenden Lösung. Und der Weg dazu ist nach wie vor dornenvoll.

Wir sind immer dafür eingestanden, dass der Osthandel unter dem allgemeinen Interesse der Freiheit beurteilt werden sollte. Unter diesem Gesichtspunkt ist beispielsweise der Export von Konsumgütern (wie Nahrungsmitteln) nach kommunistischen Ländern empfehlenswert, während die Ausfuhr von Kapitalgütern (wie Werkzeugmaschinen) problematisch erscheint.

Ferner drängt es sich aus handfesten Gründen politischer Vernunft auf, die kommunistischen Länder nicht in den gleichen Topf zu werfen und sie nicht als eine Einheit zu behandeln, die zwar immer noch angestrebt wird. Unter diesem Gesichtspunkt befindet sich beispielsweise China auf dem letzten Platz jener Reihe kommunistischer Länder, mit denen zu handeln angezeigt scheinen könnte.

Es ist kaum möglich, den Osthandel von einem «grundsätzlichen» Standpunkt aus beurteilen zu wollen und ihn gesamthaft zu bejahen oder zu verneinen. Vielmehr drängt sich eine ernsthafte Prüfung jedes Geschäftes auf, wobei oft entgegengesetzte Meinungen in guten Treu und Glauben vertreten werden können. Erste Voraussetzung einer sinnvollen Entscheidung ist die ernsthafte Prüfung; ihr muss deshalb ein sachliches Gespräch, nicht eine Schmiererei, vorausgehen.

Peter Sager